

KULTUR JONAS DASSLER

Der deutsche Film hat wieder ein Gesicht

Veröffentlicht am 11.07.2018 | Lesedauer: 7 Minuten

Von **Elmar Krekeler**
Redakteur Feuilleton

„Das Erbe möchte man ja auch nicht“: Jonas Dassler, 22, weder verwandt noch verschwägert mit dem Turnschuhgiganten aus Herzogenaurach
Quelle: Getty Images Entertainment/Getty Images

Jonas Dassler ist der Schauspieler der Stunde. Jetzt spielt der 22-jährige seine erste Hauptrolle. „Lomo“ ist das große Kinodrama zu den kleinen Dramen der sozialen Netzwerke.

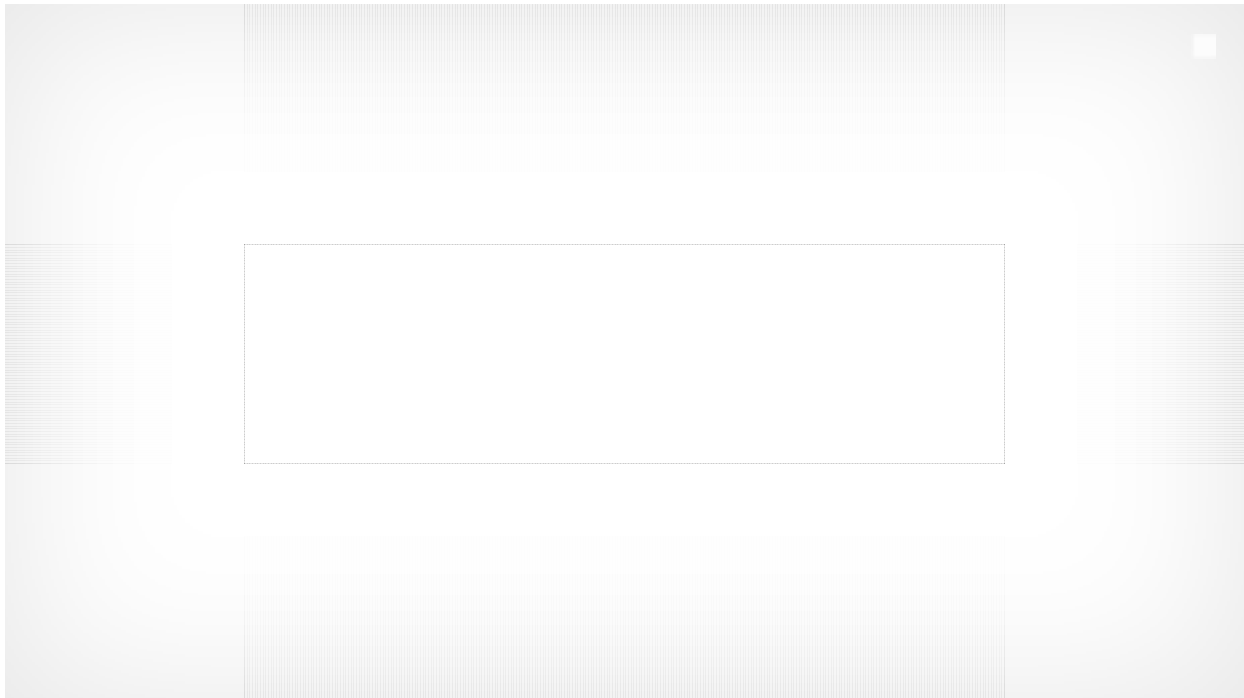
Es gibt ein Video im Netz, da tut er einem wirklich weh. Da macht er Spagat. Vollendet und so, dass jeden, der zuguckt, es sofort in den Adduktoren zu zwicken beginnt. Das kann Jonas Dassler, weil er früher viel geturnt hat, immer noch gut. Sagt er. Auch im übertragenen Sinn. Er kann perfekt zwei sein. Sich zwischen zwei Wesenheiten halten, hin und her rennen und trotzdem eins sein. Jetzt sitzt er einfach nur da, redet ruhig und überlegt, ist ganz bei sich. Und trägt – wiederum für Netzvideoverhältnisse – ein relativ verhaltenes Hemd.

Jonas Dassler (<https://www.imdb.com/name/nm7179786/>) – weder verwandt noch verschwägert mit dem Turnschuhgiganten aus Herzogenaurach („Das Erbe möchte

man ja auch nicht“) – fällt inzwischen beinahe jedem ein, der nach dem nächsten großen deutschen Jungstar befragt wird, dem nächsten Tom Schilling, dem nächsten Matthias Schweighöfer. Im Halbjahresabstand kommen die Filme in die Kinos, die Dassler, inzwischen 22 Jahre alt und Ensemblemitglied im Berliner Maxim-Gorki-Theater, in den vergangenen drei Jahren gedreht hat.

In chronologisch merkwürdiger Reihenfolge. Lars Kraumes „Das schweigende Klassenzimmer“ (</kultur/kino/article174044288/Das-Schweigende-Klassenzimmer-von-Lars-Kraume-Filmstart-Trailer-Kritik.html>) (von 2017) zuerst. Der Film über den Widerstand einer DDR-Klasse gegen die systemoffizielle Haltung zum Ungarn-Aufstand 1956. Da war er Erik, der zentrale sozusagen innerdiktatorische Widerspruch zwischen utopiesozialistischer Hoffnung der Eltern (Vater hatte für seine Überzeugung im KZ gesessen) und realsozialistischer Systemverhärtung. Ein Verräter. Im Herbst startet Florian Henckel von Donnersmarcks „Werk ohne Autor“ (gedreht 2016), wo Dassler neben Paula Beer und Tom Schilling und Sebastian Koch den Wehrmachtssoldaten Ehrenfried May spielt.

WERBUNG



inRead invented by Teads

Jetzt kommt er mit seiner ersten Hauptrolle in die Kinos. „Lomo“ heißt der Film. Das ist ein Akronym für „Language of many others“. Julia Langhofs erster Langfilm. Und Jonas Dassler ist Karl, der ist siebzehn, das Abitur steht kurz bevor. Er hat keinen

Plan. Dafür eine Sehnsucht: etwas Besonderes sein, lieben, geliebt werden.

Er betreibt einen Blog, der „Language of many others“ heißt. Er lässt Leute an seinem Leben teilhaben. Dann geschieht zweierlei gleichzeitig. Karl verliebt sich in seine Klassenkameradin Doro. Sie finden zueinander, erkennen sich, verfehlen sich. Das wirkliche soziale Netzwerk entsteht, das menschliche, das sich berühren lässt, das berührt, und es wird reizvoller als das aus Nullen und Einsen. Karl schweigt im Netz. Follower werden zu Verfolgern. Karl verrennt sich zwischen den Realien seines Lebens.

Jonas Dassler kann das prima. Dieses Verhetzte, dieses Zwischen-den-Wirklichkeiten-Verjagte. Er hat ein extrem wandlungsfähiges Gesicht. Manchmal wirkt er wie der junge Tom Cruise. Expressionismus kann er prima. Die Zwanziger sollten im deutschen Film in den nächsten zehn Jahren nicht mehr ohne ihn auskommen, denkt man manchmal.

Er wirkt – selbst jetzt – immer ein bisschen größer, als er ist. Alles, was er denkt, was Erik denkt und Karl und wahrscheinlich Ehrenfried – wird fabelhaft Physis. Möglicherweise deswegen hat Fatih Akin ihn für „Der goldene Handschuh“ verpflichtet, seine Verfilmung des Heinz-Strunk-Romans. Dassler ist da Fritz Honka, jener Hamburger Serienmörder, der hauptsächlich in einer „Vorhöllen-Kneipe“ von St. Pauli seine Opfer findet. Eine Hamburger Milieustudie der Siebziger. Mit viel Schmuddel, Sex und Blut und Alkohol.

Aber darüber darf er noch nicht reden. Über „Lomo“ schon. Und wie er in die Filmwelt kam. Aus Remscheid. Als Einzelkind. Ohne große Theatertradition in der Familie. Vater ist Versicherungskaufmann, Mutter arbeitet im Krankenhaus. Vielleicht wäre er Musiker geworden. Sein Vater spielt Schlagzeug. Jonas hatte Bands auf der Schule. Altersgemäß und zeittypisch. Postpunkbands. Sie spielten Ärzte-Songs. Sie waren bei Wettbewerben.

Das war schon ganz schön auf der Bühne. Dass es nicht reichte mit der Musikalität, mit dem Ernst, mit dem sie die Sache betrieben, merkte er relativ rasch. Dann kam Beate Rüter. Die wollte ihn für die Theater-AG. In der achten Klasse war das und für

Max Frischs „Andorra“. Andri war er da. Die Hauptfigur. Ein Zerrissener schon der. „Das war ein Geschenk“, sagt er. „Irgendwas“, hat er direkt gespürt, „kannst du hier. Von dem du gar nicht wusstest, dass du es kannst.“ Text lernen mit der Mutter hat er gehasst. Das Erlebnis, mit andern ein Stück zu spielen, überhaupt zu spielen mit andern auf der Bühne, war eine Befreiung. Dass seine Schulkameraden dasaßen und zu ihm aufschauten, natürlich auch. Und wie er so seine Eitelkeiten verlieren konnte.

Spielen und darüber reden

Spielen ist für Dassler „ein uneitler Prozess“, sagt er. „Wenn ich mich besser finde als meine Partner, entsteht nichts. Ich muss mich komplett vergessen, für den andern da sein. Meine Scham verlieren, über meine Grenzen gehen.“ Das war „total befreiend“, mein Hauptenergiezentrum in der Schule.

Wenn er über das spricht, was er macht, spricht er gern von Geschenk. Von Privileg. Da ist Dankbarkeit im Ton. Und Demut. So viel, dass man ihm für den weiteren Verlauf seiner vermutlich schwindelerregenden Karriere in seinem Innern ein Reservat bauen möchte, als Kraftzentrum fürs weitere Leben.

Dassler machte – gewissermaßen als Lebensplantagest – ein Praktikum bei den Wuppertaler Bühnen. Fuhr nach Düsseldorf, setzte sich in die Theaterkantine, um die Schauspieler zu beobachten. Das könnte sein Leben werden. Spielen, darüber reden, sich ausprobieren, gezwungen werden, sich mit Sachen auseinanderzusetzen, von denen er keine Ahnung hatte.

Letzteres war vor allem deswegen ein Anreiz, weil Dassler, er war Teil des ersten G8-Jahrgangs in Nordrhein-Westfalen, sich intellektuell sträflich vernachlässigt fühlte vom Lehrplan, eine Sehnsucht hatte nach Zusammenhängen und Geschichte, nach der Bildung von sozialem und kulturellem Bewusstsein, für das unter dem Druck und in der Hektik des Stoffdurchpeitschens keine Zeit mehr war. Eine Bildung, die er jetzt mit jeder Rolle nachholt und dankbar dafür ist.

Und dann ging eigentlich immer alles seltsam geradeaus. Er war siebzehn, als er bei „Ernst Busch“ in Berlin vorsprach, der Kaderschmiede für angehende Bühnen- und

Filmstars. Es war sein erstes Vorsprechen. Er wurde gleich genommen. Mit Qualität oder Talent, wiegelt er gleich ab in der Erinnerung an seinen Romeo, den er da mehr oder weniger aus dem Stegreif über die Bühne gehampelt hat, müsse das nicht unbedingt etwas zu tun haben. Die würden sich halt ihre Jahrgänge nach Charakterfarben zusammenstellen. Er hat halt gepasst.

Asoziale Netzwerke

Das mit dem Genommenwerden nach dem ersten Vorsprechen ist trotzdem eine Grundkonstante seiner Karriere geblieben. Und das mit dem Lernen fremder Lebenswelten. Sollte man ja gar nicht meinen, dass einem vom Jahrgang 1996 die Zwischenweltenexistenz eines Karl so derart fremd sein könnte. Jonas Dassler ist in keinem sozialen Netzwerk, hat keine Lust, von sich Bilder zu machen, zu posten, hält sich und das, was er mitzuteilen hätte, für nicht so wichtig.

Einen Probemonat Instagram hat er nicht gemacht. Zehn-Finger-Tippen gelernt mit einem – immerhin – Internetworkshop allerdings schon. Die Sehnsucht von Karl, diesem liebenswerten Romantiker, diesen Sichverlierer, konnte er gleich verstehen. Viel über Camus' „Caligula“ haben sie geredet, Julia Langhof und er. Und über „die Sehnsucht nach etwas Größerem, dass, was man hier auf Erden hat, nicht alles sein kann, keinen Sinn hat, dass man den Mond in Händen halten möchte“. Und dass man wahnsinnig viel übersieht, wenn man andauernd den Mond anstarrt.

Sich selbst vor allem. Und dass man sowieso etwas Besonderes ist unter acht Milliarden. Karl aber, dieser sehr deutsche Vorortvillensozialverwahrloste glaubt das nicht. Stolpert über seinen Narzissmus in eine Art zynischen Internetnihilismus, über alle Grenzen des Erlaubten hinaus.

Übel nehmen kann man ihm das am Ende auch nicht. Dassler holt alles an Menschlichkeit heraus aus dem Datenstrom und Bildersturm, den Julia Langhof da zum Teil über die Leinwand stürzen lässt.

„Lomo“ ist natürlich auch eine politische Parabel. Ein nachtschwarzes Gesellschaftsmärchen. Das ist Dassler wichtig. Sich einen Kosmos zu suchen, in dem

er spielen kann, der aber auch politisch aufgeladen ist. „Wir können uns gar nicht leisten, unpolitisch zu sein“, sagt er.

Bei Shermin Langhoff am Maxim Gorki (<https://gorki.de/de/ensemble/jonas-dassler>) arbeiten zu können, dem wohl politischsten Theaterort in Berlin, ist für ihn ein Glück, ein Hafen, in dem er erst einmal bleiben will, von dem er sich immer wieder aufmacht in neue Kontexte, in neue Zerrissenheiten, von denen, in denen er lernen, in die Realität von Zuschauern hineinspielen, sie verändern, sie zumindest irritieren kann. Wird als Fritz Honka, mit Bart über der Lippe, an den Wangen und Blut an den Händen, nicht so schwierig sein.

© Axel Springer SE. Alle Rechte vorbehalten.

© Axel Springer SE

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/179124728>